



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

VII. Ausgang. Leipzig, Heidelberg, 1808-1812

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

VII. Ausgang. Leipzig, Heidelberg 1808—1812

Wenige Wochen nach des Vaters Abreise nach Rußland fand meine Hochzeit statt, am 17. September 1806, und mein Mann führte mich nach Heidelberg, wohin die Mutter, meine Schwester und mein damals achtjähriger Bruder Karl uns begleiteten, um den Winter bei uns zu verweilen¹. Meine Schwester war damals auch schon mit dem Kaufmann Kunze in Leipzig verlobt, und als binnen Jahresfrist der gute Vater immer noch nicht zurückgekehrt war, fand auch ihre Hochzeit während seiner Abwesenheit statt, am 2. November 1807. So entbehrten wir beide an den feierlichsten Tagen unseres Lebens der Gegenwart des lieben Vaters. Aber ihm wurde dadurch die Trennung von uns, vor der er sich fürchtete, sehr erleichtert, und dies, glaube ich, war ein Hauptgrund zu seiner Bereitwilligkeit, die Feier unserer Hochzeit während seiner Entfernung zuzugeben. Gleich nach der Schwester Hochzeit brachte das junge Ehepaar uns die Mutter wieder. Kurz vor der Geburt meines ersten Kindchens, am 20. Dezember 1807, Sophie nach meiner Mutter genannt, sandte mir der Vater ein ansehnliches Geldgeschenk, hundert Dukaten, begleitet von dem liebevollsten Brief. Endlich kehrte er im Spätsommer 1808 von Petersburg zurück und kam nach Heidelberg, um uns zu besuchen und die Mutter mit Karl abzuholen. Seine Freude über das erste Enkelchen war unaussprechlich. Er malte es dann in Pastell und porträtierte Wilken in Öl; letzteres Bild ist eins seiner trefflichsten, vollkommen gelungenen Porträts². Zwei Monate blieben die Eltern noch zusammen bei uns und kehrten dann nach Leipzig zurück.

Des Vaters Tätigkeit blieb sich zwar noch eine Zeitlang gleich, aber doch entwickelten sich langsam schon die Uebel bei ihm, welche später sein Ende herbeiführten. Er beschäftigte sich damals viel

¹ Sie blieben bis März 1807.

² Es ist im Besiz der Familie des Herausgebers (s. Tafel 20).

mit Entwürfen zu allegorischen Bildern, welche freilich in seiner reichen, anmutigen Phantasie sich besser gestalteten als in der Ausführung. Zwei solche, Erwartung und getäuschte Hoffnung, führte er ganz aus und begleitete sie mit einer recht artigen poetischen Erklärung. Die Musen waren ihm überhaupt hold; er machte sehr hübsche Gedichte, schrieb einen Operntext und ein kleines Schauspiel, auch einige Fragmente über Kunst. Diese schriftstellerischen Versuche besitzt mein Bruder Karl¹.

Besondere Ereignisse in der Familie pflegte der Vater gern recht feierlich zu bezeichnen. Auch war er ein Freund von Überraschungen. Eine solche hat sich meinem Gedächtnisse tief eingepägt. Im Herbst 1809 erkrankte meine kleine Sophie an einem Keuchhusten, an dem alle Kunst der Ärzte scheiterte. Das Uebel dauerte fort bis zum Frühling, wo unser Hausarzt zu einer Luftveränderung als letztem Mittel riet. So wurde denn eine Reise nach Leipzig beschlossen, die ich, weil mein Mann mich selbst nicht begleiten konnte, unter dem Schutze des zur Messe nach Leipzig reisenden Buchhändlers Zimmer² antrat.

Bis Weisensfels sollte ich mit Zimmer reisen, dort aber bei der Großmutter meines Schwagers Wilhelm Kunze, die daselbst ein schönes Haus besaß, einkehren und einen Tag ausruhen. Wetter und Wege waren schlecht, und so kamen wir erst um Mitternacht in Weisensfels an. Wie wir uns dem Hause näherten, strahlte uns heller Fackelglanz entgegen, und als der Wagen hielt, stand an der Spitze der Fackelträger mein guter alter Vater selbst, schön frisiert und festlich gekleidet. Er war der erste am Wagen und hob mich selbst heraus. In den anderen Fackelträgern erkannte ich Schwager Wilhelm, meinen Bruder Karl und meinen lieben, werten Freund Limburger³.

¹ Sie sind zurzeit nicht nachzuweisen.

² Johann Georg Zimmer (1777—1853), der Buchhändler der Romantiker in Heidelberg, studierte später noch Theologie, wobei er auch Wilkens Schüler war, und starb als Geistlicher in Frankfurt; s. H. Zimmer, Joh. G. Z. und die Romantiker (1888).

³ Jakob Bernhard Limburger, dessen Familie noch in Leipzig blüht, war ein angesehenener Kauf- und Rathsherr in Leipzig, in letzter Eigenschaft „Baumeister“ genannt (so übersezt man aedilis), 1770—1846; er und seine Frau Julie geb. Rüstner waren wohl die nächsten Freunde der Tischbeinschen Familie; für Caroline besonders

aus Leipzig. Solche Eindrücke verwischen sich nicht. Das glückliche Resultat dieser Reise war Sophiens Genesung.

Im Juli 1810 unternahm Tischbein seine vorlegte Kunstreise, nach dem Rhein und Neckar, wohin ihn seine Sehnsucht nach Caroline und dem Enkelkind, wie nach der reizvollen Berggegend mit ihren Nebengeländen ja immer zog. Er fuhr abermals allein, mit Urlaub bis Neujahr 1811, und zwar zunächst nach Frankfurt, fand aber — trotz Carolinens Bemerkung — in der reichen alten Reichsstadt, jetzt Residenz seines Gönners Dalberg, die gehoffte Beschäftigung nicht. Dieser lebte damals gerade in Fulda, wo Tischbein ihn auf der Durchreise besucht hatte und wieder aufs freundlichste aufgenommen worden war; seine Empfehlung in Frankfurt hätte dem Künstler gewiß bald genug Aufträge zugeführt. Andere Bekannte waren auf Reisen oder auf dem Lande, so Freiherr von Gerning (1769—1837), Diplomat und Schriftsteller, den er wohl von Neapel her kannte, der Bankier S. M. von Bethmann, der ihn zwar zu Tische lud, aber nach einigen Tagen abreiste, der Bankier Gontard, Schwiegervater von Hölderlins Diotima, der ihn ebenfalls einlud, auch zwei Bildnisse bestellte, aber dann sofort für Wochen, ausgesucht nach Leipzig, verreiste. Die ganze Schwere der Zeit, die ungeheuren Steuern, die der Korse eintreiben ließ, mochten wohl die wenigsten geneigt machen, sich malen zu lassen.

So ist bisher als Frankfurter Bildnis neben denen des Ehepaars Lauck eigentlich nur das von Frau Susanne Passavant, Gattin des Malers und Kunstforschers J. D. Passavant, nachzuweisen (s. Bilderverzeichnis).

Tischbein wohnte im „Englischen Hof“, in dem sich zufällig auch die Ausstellungsräume für Gemälde befanden; solche mußte ein reisender Maler mit sich führen, um sich auszuweisen und zu Aufträgen anzuregen; so stellte er denn seine Bilder von Betty, von der Kaiserin Elisabeth und ihrem Töchterchen aus; es erschien auch die Erbprinzessin Wilhelmine von Darmstadt, Schwester der Kaiserin, mit einem Prinzen ihres Hauses; an Beifall fehlte es nicht, aber zu Aufträgen kam es außer den erwähnten nicht. Über Mannheim, wo er bei Artaria seine Bildnisse ausstellte, aber die Erbprinzessin Stephanie verreist fand, ging er dann wohl bald nach Heidelberg und wurde da auch wirklich reichlich für seine bisherigen Enttäuschungen

zeigte er große Zuneigung, hat ihr Töchterchen Sophie über die Taufe gehoben und ist der Familie mit reichen Spenden zu festlichen Gelegenheiten hilfreich gewesen, besonders auch Tischbeins Wittve und Sohn während seiner Ausbildung.

durch wochenlangen angenehmen Verkehr mit den Seinen und deren nahen Freunden entschädigt. Dabei malte er das Voßsche Ehepaar, auch zwei Glieder der Familie May¹; für den Übersetzer des Homer, der sonst nicht eben überall beliebt war, hatte er eine große Liebe, hatte ihn sich auch einst zum Mitpaten bei seinem ersten Enkelkind gewünscht.

Auf der Heimreise blieb er kurz in Darmstadt, wo außer der Erbprinzeß auch die Großherzogin Luise seine Bilder zu sehen verlangt hatte — aber keins bestellte. Dazu stürzte er auch noch nach einem beim Freiherrn von Dalwigk verbrachten Teeabend dessen steile Türtreppe in der Dunkelheit hinab, auf einen Haufen spiziger Pflastersteine, verlegte sich zum Glück aber nur am Schienbein. Frankfurt, wo er nochmals einkehrte, hatte wieder keine Arbeit für ihn, und so wäre die wenig ergebnisreiche Reise, die ihn zu dem Entschluß brachte, nie wieder eine derartige auf Spekulation gerichtete zu unternehmen, sondern nur noch mit seiner Gattin die Kinder zu besuchen, fast zu Ende gewesen, wenn er nicht dort noch eben die Herzogin von Nassau-Ufingen², Luise Prinzeß von Waldeck, Schwester seines Gönners Fürsten Friedrich (1751—1816), angetroffen hätte, die sich an seinem Bilde Bettys so erfreute, daß sie auch ihre beiden Töchter von ihm malen ließ. Erfreulich war zuletzt auch noch für ihn, daß ihn dort noch die Einladung des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg³ aus dessen schöner kleiner Residenzstadt Weilburg an der Lahn erreichte, dorthin zu kommen und vier Porträts seiner Familie zu malen; man hatte dort ein Bildnis eines oranischen Prinzen von seiner Hand gesehen, wohl das des Prinzen Georg Friedrich, Sohnes des Erbstatthalters der Niederlande Wilhelms V., das er 1788 im Haag gemalt hatte.

So reiste er denn nach Weilburg und wohnte dort mehrere Wochen im Hause des Oberstallmeisters Freiherrn von Dungen⁴, sich an dem schönen

¹ Diese zwei Bilder sind nicht mehr aufzufinden; die Kopie des einen ist aber in der Städtischen Gemäldegalerie in Heidelberg, über May s. S. 165.

² Mit ihrem Gemahl Friedrich August starb die Ufinger Linie 1816 im Mannstamm aus, und die Weilburger Linie vereinigte dann den gesamten Besitz der Walramischen Linie und den deutschen der Ottonischen (in den Niederlanden) als Herzogtum Nassau, das nach fünfzig Jahren durch den Krieg von 1866 an Preußen kam; von 1816—1839 regierte Herzog Wilhelm, von da ab Herzog Adolf, der 1890 zum Ersatz für sein verlorenes Herzogtum noch Luxemburg erben sollte († 1905). Dort regiert heute seine Enkelin, Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Charlotte, durch deren Güte ich das Familienbild hier veröffentlichen kann (s. Tafel 21).

³ Regierte 1788—1816, geboren 1768.

⁴ Freiherr Fr. G. von Dungen, geboren 1764 zu Bergzabern als Sohn des Darmstädtischen Obermarschalls R. Ph. von Dungen und seiner Gattin geborene Wurmser von Feudenheim, starb als Oberstallmeister a. D. und Herzoglich Nassauischer

häuslichen Glück des mit acht Kindern gesegneten Ehepaars erfreuend, und auch von der fürstlichen Familie freundlich in ihren Kreis gezogen. Statt der vier getrennten Porträts malte er aber dann ein schönes großes Familienbild des Fürstenpaares und seiner drei Kinder, besonders der damals dreizehnjährigen Prinzessin Henriette, die fünf Jahre später die schöne Gattin des ersten Besiegers Napoleons, des Erzherzogs Karl, geworden ist, aber schon 1829 starb. Dies Bild hat bis vor einigen Jahren im alten, malerischen Schlosse von Weilburg im Thronsaal gehangen, befindet sich aber jetzt in Schloß Berg bei Luxemburg.

Besondert malte er das Porträt der Fürstin Luise Isabelle geborenen Burggräfin von Kirchberg, Gräfin von Sayn-Hachenburg (1772—1827), das sich im Rijksmuseum von Amsterdam befindet.

Noch am 24. Oktober 1810 feierte er das Wald-, Jagd- und Volksfest mit, das die Fürstin ihrem Gemahl an seinem Geburtstag veranstaltete, und hat es in einem Gedicht in Hexametern nach dem Muster seines Freundes Voß für seine Gattin hübsch geschildert.

Auch hat er nach dem Heimatschloß der Fürstin, Hachenburg, noch einen Ausflug mit ihr gemacht und scheint dort für einige Zeit sich zum Arbeiten eingerichtet zu haben; von dort ist er dann nach Frankfurt zurück- und alsbald — es war November geworden — nach Leipzig weitergereist.

Im Sommer 1811 machte sein zunehmendes Leiden eine Kur in Karlsbad notwendig. Er traf dort mit der engbefreundeten Familie Körner aus Dresden zusammen, deren Sohn Theodor, jetzt zwanzigjährig, krank von Berlin zurückgekehrt war und ebenfalls die Kur gebrauchte, von da nach Wien reiste und erst 1813 wieder heimkehrte, um sein Leben für das Vaterland zu opfern.

Auch bei Tischbein hatte die Kur gute Wirkung; er fühlte sich zwanzig Jahre verjüngt, und voller Zuversicht auf dauernde Besserung, ja Genesung kehrte er etwa Mitte August nach Leipzig zurück; der Brief, in dem er seiner Gattin seine umständliche Rückkehr ankündigt — von Annaberg oder Schnee-

Wirklicher Geheimer Rat, 94 Jahre alt, am 15. April 1858 in Weilburg. Dort, in seiner lieben Heimatstadt, hat ihn der Herausgeber, der als Kind noch sechs Jahre neben ihm wohnte, oft gesehen. — Seine Gattin, Wilhelmine L. Freiin Lesch von Mühlheim, war, nach sechsundfünfzigjähriger Ehe mit ihm, 1846 gestorben. — Auch die von Tischbein als unterrichtet und angenehm gerühmte Erzieherin der Dungenrnschen Kinder, Fräulein Gund aus Bückeberg, die auch seinen Schwiegersohn Wilken von dorthier kannte, blieb im Dungenrnschen Hause noch lange wohnen, so daß der Herausgeber auch sie noch gekannt hat. — Sein Sohn Wilhelm Heinrich (1809—1874) war vermählt mit Gräfin Emilie von Reichenbach-Lessonig, Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen.



Großfürstin Katharina von Rußland



Friedrich Wilken

berg mußten damals tagelang vorher Pferde bestellt werden, die seinem Reisewagen fünf Stunden weit entgegenkamen —, ist, wie seine Gattin schreibt, als sie ihn 1837 ihrem Enkel Friedrich Wilken schickt, „der allerletzte gewesen, den sie von ihrem lieben, verstorbenen Manne erhalten habe“. Bis zu seinem Tode haben sich nunmehr beide Gatten nicht mehr getrennt.

Daß dieser Enkel ihm am 5. November desselben Jahres von Caroline geschenkt ward, begrüßte er mit Jubel in seinem letzten Briefe an Wilken vom 14. November 1811; seinen Herzenwunsch, an der Taufe des Enkels, der seinen Rufnamen „Friedrich“ erhielt, teilnehmen zu können, bezeichnet er zwar selbst sofort als unerfüllbar, da er sich der Fortdauer seiner Krankheit bewußt war.

Und doch trat die alte Reiselust und Arbeitsfreude im nächsten Frühjahr wieder hervor. Am 30. April 1812 kündigt er in seinem letzten Briefe an Caroline dieser seine Ankunft in Heidelberg an und hofft dort schöne Tage mit seinen Lieben zu erleben. Am 6. Mai 1812 ist er noch einmal mit Frau und Sohn abgereist und nach kurzen Tagereisen, wie sie sein Zustand allein zuließ, glücklich in der ihm so lieben Neckarstadt angelangt. Die Rückfahrt brauchte er nicht mehr zu machen!

+

Im Winter 1809/10 hatte der Vater sehr ernstliche Krankheitsanfälle; mit dem Frühling aber besserte es sich, und er konnte eine Reise nach Frankfurt a. M. unternehmen, wo ihn viel Beschäftigung erwartete. Von dort kam er zu uns nach Heidelberg, und es war mir eine liebe Aufgabe, ihm den Aufenthalt bei uns so angenehm und bequem als möglich zu machen. Mein Mann zeigte dasselbe Bestreben, und so brachte der Vater zwei Monate bei uns zu, von denen er später selbst sagte, er rechne sie zu den genüßreichsten seines Lebens.

Merkwürdig war die Art, wie er mich als Frau behandelte. Jeden kindlichen Dienst, den ich ihm so gern leistete, nahm er zwar liebevoll, aber doch mit einiger Peinlichkeit auf, als ob sich dies nicht mehr so recht schicken wolle. Kam ich des Morgens in sein Zimmer, wo er gern allein frühstückte, so mußte ich immer Entschuldigungen hören, daß er noch im Schlafrock und Pantoffeln sei; um keinen Preis aber wäre er in meine Stube oder zu Tisch im Schlafrock gekommen. Diese Förmlichkeit abgerechnet, welche

nun einmal mit ihm verwachsen war, gab es nichts Herzlicheres als sein Benehmen. Er schlief regelmäßig alle Nachmittage, und sein Bedienter hatte Befehl, ihn zu einer bestimmten Stunde pünktlich zu wecken. Eines Tages fiel es mir ein, dies selbst zu tun. Ich nahte mich also leise und vorsichtig dem guten Vater, streichelte seine Wangen und drückte einen leichten Kuß auf seine Stirn. Mit der größten Hefigkeit auffahren und mir eine Ohrfeige geben war das Werk eines Augenblicks, und ich hätte Ähnliches voraussehen können. Denn Störungen im Schlaf wirkten jedesmal heftig erregend auf seine Nerven. Sein Erschrecken aber, indem er sich besann und mich erkannte, war unbeschreiblich, und es gehörten von meiner Seite die flehentlichsten Bitten dazu, um ihn über diesen Vorfall zu beruhigen.

Auch in Heidelberg fand sich Beschäftigung für ihn. Er malte mehrere Porträts, unter anderen den alten Voß mit seiner ehrwürdigen Ernestine¹. Diese Porträts, so gut sie ihm auch gelangen, malte er nur mit Widerstreben. Der Physiognomie des berühmten Dichterveterans konnte er durchaus keine poetische Seite abgewinnen, und die liebe Mutter Voß war bei all ihrer sonstigen Trefflichkeit ungewöhnlich häßlich. Sein verdrießliches Aussehen während der Sitzungen, seine komischen Ausrufungen nachher, wie nur der liebe Gott solche Gesichter dem Künstler zur Pein habe erschaffen können, belustigten uns sehr. Und nun gar die Toilette der alten Dame, ihre Haube, ihr steifes Halstuch! Alle Künste des Verschönerungssystems, welches der Vater so gut innehatte, reichten hier nicht aus. Bei einer solchen Sitzung erzählte Voß mit angenehmem Selbstgefühl, wie sein Gedicht Luise eigentlich ein Familiengemälde sei. In dem ehrwürdigen Pfarrherrn und dessen Gattin habe er seine eigenen Schwiegereltern, im edlen, bescheidenen

¹ Ernestine geb. Boie, Schwester des Schriftstellers und Begründers des Göttinger „Hainbundes“, S. Chr. B., war eine gescheite, auch als Schriftstellerin nicht ohne Erfolg tätige, dabei gemüthvolle, treffliche Frau. Sie hat ihren Gatten (1751—1826) um sechs Jahre überlebt. — Am 9. August 1812 meldet Friedrich Kreuzer an Görres: „Der alte Tischbein ist wieder da und malt den alten Voß und Frau in Pastell und Öl.“ — W. Herbst in Voß' Leben II, 2, 151 läßt die Bilder irrig von Wilhelm Tischbein gemalt sein. Das unbezeichnete Bildnis von Voß bei ihm ist nicht das Tischbeinsche.

Walter sich selbst, in der lieblichen, schönen Luise seine Ernestine geschildert. Des guten Vaters Gesicht und Mienenspiel während dieser Exposition war merkwürdig. Ich mußte hinausgehen, um mich recht satt zu lachen. Jenes Gedicht war immer eine Lieblingslektüre des Vaters gewesen. Von dieser Stunde an aber, versicherte er, würde es ihm unmöglich sein, es je wieder zu lesen. Der bloße Gedanke an die eben vernommene Erläuterung verderbe ihm schon die Phantasie.

Des Vaters Wohlbefinden bei uns ließ eine gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffen. Leider aber sahen wir uns schmerzlich getäuscht. Denn in dem folgenden Winter kehrten seine Beschwerden stärker als je zurück und nahmen einen sehr bedenklichen Charakter an.

Im Jahre 1812 entstand der lebhafteste Wunsch in ihm, noch einmal eine Reise nach Heidelberg zu machen, und der Arzt, obwohl er davon nichts für die Gesundheit des Vaters hoffte, gestattete sie ihm.

Wir hatten kurz zuvor ein am Karlsplatz belegenes Haus gekauft, nebst einem Garten, der eine herrliche Aussicht auf das alte ehrwürdige Schloß gewährte¹.

Als die Eltern bei uns mit dem vierzehnjährigen Karl ankamen, bekümmerte mich in tiefster Seele des Vaters sichtliche Schwäche; er entstieg nur mühsam dem Wagen und hatte ein bleiches, verfallenes Aussehen. Ich fühlte, hier war keine Hoffnung mehr. Seltsam war es, daß die Mutter keinen rechten Glauben an die Gefährlichkeit von des Vaters Zustand hatte. Auch schien es, als erhole er sich etwas unter der ärztlichen Behandlung des alten trefflichen Dr. May² und dessen Schwiegersohns Dr. Nägele². Gern saß er in unserm Garten und erquickte sich an der wirklich romantischen Aussicht. Vor der Bank, auf welcher er zu ruhen pflegte, breitete sich ein frischer Rasenplatz aus, und in der Mitte blühte gerade ein Rosenstock von ungewöhnlicher Höhe und Fülle. An diesem Rosenbäumchen hatte er viel Vergnügen.

Etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft erhielt er eine Auf-

¹ S. S. 169.

² S. II. S. 165.

forderung von der Großherzogin Stephanie¹, nach Mannheim zu kommen, um sie mit ihrer kleinen Tochter zu malen, und er glaubte sich wohl genug, dieser Aufforderung genügen zu können. So wurde denn in Mannheim ein passendes Quartier gemietet, und die Eltern reisten heiter dahin ab. Die ersten Nachrichten lauteten erwünscht. Der Vater hatte beide Porträts angefangen und arbeitete mit Lust, vollendete auch fast das sehr ähnlich gewordene Bild der Großherzogin; dann aber erkrankte er nach drei Wochen wieder sehr bedenklich und verlangte mit solcher Ungeduld nach Heidelberg zurück, daß die kleine Fahrt gewagt werden mußte. Er fühle sich seinem Ziele nah, sagte er der Mutter, wolle aber gern in Heidelberg sterben, und so kam er dem Tode verfallen wieder bei uns an. Es war ein herzerreißendes Wiedersehen. Der Vater selbst schien ruhiger und gefaßter als ich.

Noch einmal faßten wir etwas Hoffnung, als der liebe Kranke nach einigen Ruhetagen wieder Kraft zu gewinnen schien und das Bett verlassen durfte. An einem schönen, sonnigen Mittag wünschte er von mir in den Garten geführt zu werden, auf sein Lieblingsplätzchen. Dort unterhielt er sich lange mit mir, und nie werde ich dies Gespräch vergessen, worin es sich erwies, daß er, ohne alle Täuschung über diese momentane Besserung, vollkommen bereit war, ruhig und ergeben zum Herrn einzugehen. Er konnte es; war er auch nicht frei von Schwächen und Fehlern, wie alle Menschen an sich erkennen müssen, so hatte er doch vorsätzlich nur das Gute getan, der Not seiner armen Mitbrüder nach Kräften abgeholfen, niemals wissentlich jemand gekränkt und stets nach einem höheren Ziele gestrebt. Am Abend dieses mir unvergeßlichen Tages legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Die Brustwassersucht, zu der sein Uebel sich allmählich gestaltete, machte plötzlich reißende Fortschritte, und seine Leiden während acht Tagen waren furchtbar. Sie wechselten ab mit einem schmerzlosen Fieberzustand, wo er stets phantasierte und viel in Gedanken malte. Das unfertige Pastellbild der kleinen

¹ Stephanie, Großherzogin von Baden (1789—1860), Tochter des Grafen Claude de Beaumont, eines Vetzters von Kaiserin Josephinens erstem Gemahl, heiratete, von Napoleon adoptiert, 1806 den Erbgroßherzog Karl Ludwig, der 1811 bis 1818 regierte. Ihre älteste Tochter Luise Amalie Stephanie, geb. 5. Juni 1811, 1830 mit Prinz Gustav Wasa vermählt, von dem sie 1844 geschieden wurde, starb 1854.

Prinzessin schien ihn sehr zu beschäftigen, er forderte es einmal und deutete mit dem Finger die noch zu vollendenden Stellen an.

In den zwei letzten Tagen seines Lebens nahmen die Beklemmungen zu. Bisher hatte die Mutter fast alle Nächte bei ihm gewacht, sie wollte nicht zugeben, daß ich diese Wache mit ihr teilte; aber am Vorabend seines Todes beredete ich sie, sich die ersten Stunden der Nacht etwas Ruhe zu gönnen, und blieb selbst bei dem Vater. Er lag meist betäubt, schien aber keine Schmerzen mehr zu haben. Gegen Morgen kehrte ihm einige Besinnung zurück; er sah ruhig aus, sprach nur wenige Worte, zeigte sich aber sehr freundlich gegen mich und fragte, was mir auffiel, nicht nach der Mutter. Als diese endlich erwachte und ich ihr Bericht über die Nacht abstattete, wollte sie noch immer nicht begreifen, daß der letzte Augenblick des Vaters unabweisbar nahe sei. Gewohnt, ihn oft bis zum Tode krank und dann sich plötzlich wieder erholen zu sehen, glaubte sie auch jetzt noch an die Möglichkeit des letzteren Falls. „Kinder,“ sagte sie, „er erholt sich doch wieder, glaubt mir.“ Als sie aber an sein Lager trat, ließ sie bei dem ersten Blick auf des lieben Kranken schon vom Tode berührten Züge diese täuschende Hoffnung fahren. Der Vater schien sie nicht mehr zu erkennen, wie denn überhaupt sein Bewußtsein allmählich ganz schwand. Der alte, gute Dr. May, dessen Schwiegersohn Nägele, unsere Freunde Thibaut¹ und die beiden Boisserée² brachten abwechselnd die Stunden dieses betrübten Tages bis gegen die Mitternacht desselben bei uns zu. Am Nachmittag brachte ich meine Kinder Sophie und Frig noch einmal an das Sterbebett ihres Großvaters und legte dessen erkaltende Hände zum letzten Segen auf beider liebe Häupter.

¹ Der sehr musikalische Rechtslehrer Anton Friedrich Justus Thibaut (1772 bis 1840) ward durch Carolinens Gesang besonders angezogen. Mit seiner Familie wie denen der Gynäkologen Franz Ant. May (1742—1814) und Karl Nägele (1778—1851) stand Caroline noch lange in Briefwechsel.

² Die um die deutsche Kunstgeschichte verdienten Brüder Sulpiz (1783—1854) und Melchior (1786—1851) Boisserée aus Köln, die auch im Wilken'schen Hause ein- und ausgingen, legten seit 1804 unter Friedrich Schlegels Anregung und Mithilfe ihre berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde an, die Ludwig I. von Bayern ihnen abkaufte und in der Alten Pinakothek in München aufstellte. 1810—1819 lebten sie in Heidelberg, wo auch Goethe, durch ihre Sammlung lebhaft angezogen, 1815 sie besucht hat. — Bilder der Brüder bei N. 163.

Der Vater begann schon zu röcheln, was mich mit Jammer erfüllte, und oft mußten die Ärzte, um mich zu beruhigen, mir versichern, daß der Sterbende selbst dabei nichts empfinde und leide. Seine Agonie dauerte lange, zuletzt schickte mein Mann mich und die Mutter fort in ein anderes Zimmer und blieb allein mit Nägele und Thibaut bis zum letzten Atemzug des lieben Vaters. Mir und der Mutter leisteten unsere treuen Freunde Boisseree Gesellschaft. Es war eine feierliche Nacht. Nur einen Trost gibt es in solchen Augenblicken, gläubige Hoffnung einer Wiedervereinigung vor Gottes Thron mit den Geliebten, von welchen auf Erden uns der Tod scheidet.

Endlich, kurz vor Mitternacht, kamen mein Mann und Thibaut zu uns; es war vorbei, der Vater eingegangen zur ewigen Ruhe. Es war am 21. Juni 1812. Auf dem protestantischen Kirchhofe¹ in Heidelberg wurde mein lieber Vater bestattet².

¹ Am 23. Juni früh um sieben Uhr wurde er „in Gegenwart der Zeugen, des Herrn Dr. med. Karl Nägele und des Herrn Gotthilf Gläser, Mahlers aus Leipzig“, beerdigt, und zwar wohl auf dem St.-Peter-Kirchhof (der kleinere bei St. Providenz gehörte den Lutheranern). Beide sind längst verschwunden, und auch der Grabstein Tischbeins befindet sich nicht unter den wenigen, die in unmittelbarer Nähe der Kirchen erhalten sind.

² Auf die Gründe seiner Kränklichkeit, Gedrücktheit und häufigen Verstimmungen in seinen letzten Lebensjahren wirft der folgende Brief Friedrich Wilkens an Wilhelm Runze in Leipzig, in Heidelberg im Juni 1812 geschrieben, ein deutliches Licht.

„Meinem neulichen Versprechen zufolge will ich Dir, mein lieber Freund, kurz erzählen, was sich bei der Leichenöffnung unseres seligen Vaters entdeckt hat. Der hiesige Arzt wird einen umständlichen Sektionsbefund Eurem Sachs mitteilen.

Das Steinübel war vielleicht das geringere seiner Uebel, obgleich die Blase mit mehr als fünfzig Steinchen von der Größe einer Erbse angefüllt war; denn auch in der Lunge fand sich eine bedeutende Verhärtung. Die Nieren waren gänzlich zerstört und die Gallenblase versteinert. Die Steinerzeugung war für ihn um desto schlimmer und peinlicher, da auch in der Harnröhre sich eine Verengung fand, welche die Abführung der Steine verhindert hat. Durch die Extravasation des Urins vornehmlich, wie es scheint, hatte sich im Bauche und in der Brust eine sehr bedeutende Menge von Wasser angesammelt, welches vollkommen den Geruch von Urin hatte.

Da alle diese Uebel ohne Zweifel nicht erst in den letzten Jahren entstanden sind, so erklärt sich daraus die üble Laune, von welcher der gute Vater oft geplagt wurde. Es ist gewiß ihm vieles zu gut zu halten, was ihm sehr übelgenommen worden ist. Man muß ihn bewundern, daß er bei einer solchen Zerstörung seiner körperlichen Organisation doch so viel Herr über seine Leiden geworden ist und ein so tätiges Leben hat führen können. Aber zugleich müssen uns auch diese Entdeckungen über seinen Tod trösten. Die Kunst konnte ihn nicht von seinen Leiden befreien, er fand die Erlösung von seinen Schmerzen in der Auflösung seiner irdischen Hülle. Lebe wohl!
Wilkens.“